

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Schutze des Gesetzes.

10] Von Maria Konopnica.

Herr Kosicki sprang über den Graben nach der andern Seite der Chauffee, und bevor noch Hanka ihm zu danken vermochte, entschwand er ihren Augen. Ihr wurde es seltsam zu Mutte . . . Der Herr sah ein mitleidiges Herz zu haben, aber er hatte so was Strenges in den Augen . . . Von Strafe sprach er, von Züchtigung, und einen Zehner gab er ihr umsonst. Na, na . . . Sie blickte ihm nach, drehte das Geldstück in der Hand herum und schüttelte den Kopf. Und als wenn sie nicht ganz sicher wäre, ob dieses Geld ihr auch ganz rechtmäßig gehörte, wagte sie nicht, es zu den zehn Gulden in den Fegen zu wickeln, sondern schob es besonders in die Tasche. Dann sammelte sie den Rest der ausgegrabenen Kartoffeln, hob mit Mühe den Sack auf die Schultern und trug ihn zu dem mit Stroh bedeckten Hausen, der zwischen der Scheune und dem Wirtshaus stand.

Der Anblick des Strohs gab ihr den Gedanken ein, daß wenn ihr der Schankwirt eine Hand voll Schüttstroh schenken wollte, wie man es unter das Vieh streut, so würde sie doch weit trockner und wärmer des Nachts schlafen, als so, unmittelbar an dem Busen der heiligen Mutter Erde . . . Sie blieb daher vor dem Schanklokal stehen, und wartete, bis Gawronski herauskäme, denn die Frau ließ sie nur ungern ins Haus, auch wenn sie kam, um sich den Spaten zu holen, da sie behauptete, daß so eine Hergelaufene, ehe man sich's verjähre, irgend einen Gegenstand mitgehen heißen könnte.

Hanka stand daher demütig unter der Wand, die Hände hatte sie tief in die Ärmel geschoben, und den Kopf zwischen die Schultern verborgen, wie das ihre Gewohnheit war. Als Gawronski ankam, neigte sie sich zu seinen Knien und bat um ein paar Hälmchen Stroh. Aber die ans Fenster lauende Frau stürzte in diesem Moment heraus, stemmte die Arme in die Glisten und schrie:

„Habt Ihr so was gesehen, Ihr lieben Leute, daß man zu so schwerer Zeit Stroh im Felde herumschmeißt? Den eignen Viechern kargt man, um sich nur durchzuhalten, bis der liebe Herr Jesus helfen wird, das Korn auszudreschen, und da kommt solch ein Nichtsunk und will sich ein Lager bereiten. Vielleicht möchtest Du ein Federbett haben, oder gar noch eine Bettstelle? Was? . . . Und Du, dumme Kerl, was stehst Du da und glohst mit den blöden Augen?“ fuhr sie den Gatten an. „In der Stube ist's voll von Leuten, und der steht da, und läßt den Kopf hängen.“

„Nur nicht brüllen, Mutter, nur nicht brüllen! Wozu dieses Geheule?“ verjette Gawronski gelassen und mit entschiedener Stimme. „Damit beleidigst Du nur den lieben Herrgott und machst Dich zum Gespött der Leute. Was? Bin ich etwa kein Wirt, um nicht allein zu wissen, was sich gehört? Natürlich kommen unsre Kühe zuerst. Aber vielleicht findet sich doch eine Hand voll für das Mädel.“

Die Frau machte Miene, von neuem in ein Wutgeheul auszubrechen, aber Gawronski wehrte sie mit energischer Handbewegung ab und wandte sich zu Hanka:

„Hör' mal, Du, da hat der Knecht ein paar Strohschauben vom Dach heruntergeworfen, durch die der Regen in die Scheune drang, geh dorthin und hol Dir ein oder zwei Bündel davon. Das wird Dir freilich nicht viel nützen, denn das ist durch und durch verfault, aber es wird Dir immerhin wärmer sein, als auf der bloßen Erde.“

Hanka küßte dem Schankwirt und seiner Frau die Hand und ging hinter die Scheune. Aber es stellte sich heraus, daß die vom Dach heruntergeworfenen Strohschauben so ganz verfault und schwer von Feuchtigkeit waren, daß es einfach nicht verlohnte, sie von der Stelle zu rühren. Hanka kehrte auf das Kartoffelfeld zurück und bereitete sich wie früher ihr Lager auf dem durchnässten Sack.

Inzwischen hatten sich die vorabendlichen Nebelmassen und Dunstwolken verdichtet und rieselten im kalten durchdringenden Sprühregen nieder. Einige Sterne, die gleich nach

dem Sonnenuntergang am Himmel aufgeblüht waren, verbargen sich jetzt und verschwammen in der grauen, farblosen Luft.

Hanka deckte sich so gut sie konnte zu, und sobald sie auf der einen Seite durchnäßt wurde, drehte sie sich auf die andre um. Dieses fortwährende Herumwälzen ließ sie nicht einschummern. Sie öffnete die Augen und suchte die immer dichter werdende Finsternis zu durchdringen. Zuerst betrachtete sie den Himmel und konnte genau unterscheiden, wo das Gewölbe anfängt und wo es zu Ende geht. Sie betrachtete das Wirtshaus und bemerkte unter seinem hohen schwarzen Dach das durch zwei kleine Fensterlein dringende trübe gelbe Licht. Sie schaute nach dem Wald und sah die düsternen Tannen regungslos stehen und zu ihren Füßen die Wacholdersträucher sich schwärzer abzeichnen. Endlich blieben ihre Augen auf der Windmühle haften, deren jetzt stillstehende Flügel gleich erhobenen Armen in den Himmel ragten. Bald jedoch fingen die Linien an, sich zu verwischen, die Gestalten zu verschwimmen, immer undurchdringlicher breitete sich die Finsternis über alles. Zuerst verschwand der Wald, dann die Windmühle, dann verschwanden die Lichtpünktchen am Wirtshaus, endlich floß der Himmel mit der Erde zusammen, eine grenzenlose Nacht umfaßte das Mädchen.

Noch eine Weile blickte Hanka in diese Dunkelheit, dann rollte sie sich unter ihrem Tuch zusammen und schloß die Augen . . .

Es war schon gegen Mitternacht, als ein undeutliches Geräusch zu ihren Ohren drang, das sich wie Schritte über verwelkte Kartoffelranken anhörte. Sie erhob den Kopf und spähte umher. Es war nichts wahrzunehmen in dieser dichten, beinahe greifbaren Dunkelheit. Hanka schloß wieder die Augen und schlummerte ein.

Plötzlich glaubte sie einen starken Atemhauch in ihrer nächsten Nähe zu verspüren, und feuchte kalte Finger, die an ihren Haaren und an ihrem Halse dahinglitten. Sie riß die Augen weit auf, hielt den Atem an und streckte die Hände vor sich aus. Die Hände stießen auf eine menschliche Gestalt, die in der Dunkelheit sich über sie niederbengte.

Das Herz pochte hörbar in ihrer Brust. Sie glaubte nicht anders, als daß ein Dieb gekommen war, um ihre sauer erworbenen Groschen zu rauben . . .

Sie fuhr jählings empor, faßte den neben ihr liegenden Spaten, den sie gestern über der Witte um das Stroh abzugeben vergessen hatte. Komme, was da wolle, sie war fest entschlossen, ihr Vermögen mutig zu verteidigen. Sie stand etwas nach vorn gebeugt, mit lautlosem, geöffnetem Mund, und drückte krampfhaft mit beiden Händen den Spaten. Ihr Körper bebte wie im Fieber.

Da ward dicht neben ihr ein pfeifendes und gedämpftes Flüstern vernehmbar:

„Warum läufst Du davon, dummes Ding?“

Zugleich ertönt das trockene Knirschen eines Bündelhölzchens, und bei seinem bläulichen Glanz erkannte Hanka den Herrn Sekretär. Mit aufgeregtem und blassem Gesicht stand er vor ihr. Bei seinem Anblick schrie das Mädchen entsetzt auf, schleuderte den Spaten fort und stürzte in rasendem Lauf nach dem Wirtshaus hin. Der Herr Sekretär setzte ihr nach; aber die Müllerhunde hatten schon wütend zu bellen begonnen, und zwischendurch vernahm man die Stimme des Müllerknechts, der die Hunde aufhakte:

„Geht den Dieb! . . . Geht ihn . . .“

Der dem Mädchen nachsehende Mann blieb stehen, streckte drohend die Faust vor sich hin, schüttelte sie einigemal in der Dunkelheit und flüsterte unter Zähneknirschen:

„Ich werde Dich . . . ich werde Dich! . . .“

Der Lärm, den die Müllerhunde erregt hatten, legte sich nicht so schnell. Fast eine volle Stunde lang konnte man ihr Bellen vernehmen, während sie in großen Sprüngen das Feld durchmaß; dann witterten sie die große Dogge Gawronskis und sprangen unter lautem Geheul auf sie zu; nachher trabten sie in Gesellschaft nach dem Walde, wälzten sich auf dem Aker herum, und lehrten schließlich unter lautem, grimmigem Gebell in ihre Buden zurück.

Gawronski, der jene Nacht wenig geschlafen hatte, wunderte sich nicht wenig, als er am Morgen das Mädchen

unter einem Wagen in einer Ecke der Tenne zusammengekauert fand. Trotz der vorgekauerten Stunde schlief sie fest.

„Was machst Du hier?“ donnerte er sie an.

Das Mädchen erbebt und riß die Augen auf. Wie abwesend blickte sie zu dem Schankwirt empor.

Er stieß sie mit dem Fuß an.

„Was bist Du da hineingetrochen? Voller Tag draußen, und die schläft hier gemütlich, wie in den guten Zeiten. Wer braucht Dich hier?“

Sie arbeitete sich mühsam unter dem Wagen hervor und ging schweigend nach dem Kartoffelfeld. Im Gehen schaute sie mit ihrem gewöhnlichen müden, stumpfen Blick vor sich hin. Es war, als hätte der Morgenschlaf gänzlich die Erinnerungen an die Vorgänge der Nacht in ihr verwischt. Sogar als sie auf den fortgeworfenen Spaten stieß, hob sie ihn mit langamer gleichgültiger Bewegung auf, ohne sich zu erinnern, wie er hierher gelangt sein könnte. Erst als sie unfern von ihrem Lager eine Amtsmütze mit Stern und Tresse fand, erglühete ihr Gesicht in einer jähen Röte; sie ergriff hastig Saß und Tuch, umkreiste in großem Bogen den verlorenen Gegenstand, lenkte nach dem andren Ende des Ackers ein und begann eilig zu graben.

Auf der nach dem Städtchen führenden Straße zeigte sich inzwischen das Oberhaupt der Stadtpolizei.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der kommandierende General des 5. Armeecorps (Posen), Herr v. Stülpnagel, ist zum Ehrenmitglied sämtlicher deutscher Schriftsteller- und Dichtervereine ernannt worden. Seine Corpsbefehle über das Heiraten der Unteroffiziere bietet unsren Autoren für Jahrzehnte lang einen nie versiegenden Vorn haarsträubendster und herzbredendster Liebesgeschichten, so daß es die einfache Pflicht der Dankbarkeit gebot, den Schöpfer dieses unendlichen Segens, wie angegeben, auszuzeichnen.

Meine schwache Feder vermag nun zwar nicht einen „Romeo und Julia im fünften Armeecorps“ dramatisch zu besingen — das muß dem Gardebildner du jour und du corps, Herrn Lauff, dem Verfasser des vaterländischen Weisheitspiels: „Der plombierte Zahn“ vorbehalten bleiben — indessen etlichen Rohstoff, das Altenmaterial einer solchen Dichtung vermag ich ziemlich gediegen herzustellen. Ich bitte meine Leser, mir so tief wie möglich erschütterter auf den tragischen Boden des fünften Armeecorps zu folgen.

Jeder, der Soldat gewesen ist oder auch sich nur einer militärischen Fleischschau hat unterziehen müssen, wird sich Figur und Charaktereigenschaften des preussischen Unteroffiziers Friedrich Wilhelm Schnauzig vorstellen können.

Es genüge also zu sagen, daß Friedrich Wilhelm im Posenschen Jünglinge für's Lotschießen tauglich machte, und daß er in den Puffsekunden, die ihm der Dienst für's Vaterland übrig ließ — liebte. Er liebte mit der ganzen Kraft und Reinheit eines preussischen Unteroffiziers. Sie war ein blauschwarzes Mädchen, das, wie bekanntlich jede Polin, von allen Reizen (lex Heinze!!! Anmerkung des Korrektors) die exquisitesten vereint hat. Zwar verstanden sie ihre Sprachen fast gar nicht — sie konnte nur das Polnische und er ein mit einigen polnischen Schimpfwörtern durchsetztes Hochdeutsch — aber ihre Seelen fanden sich, ihre Lippen (lex Heinze!!!! Ann. des Korrr.) und ihre Arme (lex Heinze!!!! Ann. des Korrr.). Da sie ein kleines Vermögen hatte und eine nette Ausstattung, gedachten die Liebenden sich baldigst zu verheiraten, und Friedrich Wilhelm kam mit schön und kühn geschwungenen Buchstaben um den Heiratskonsens ein.

Nach zwei Wochen traf die Antwort der Militärbehörde ein.

Au diesem Tage ließ Friedrich Wilhelm sein Leibgericht unberührt stehen. Am folgenden aber verfaßte er folgenden Schreibebrief:

Süße teurer geliebte Minka!

Wobei teile ich Dir mit, daß es aus ist zwischen uns, ganz aus. Wir können nicht heiraten. General v. Stülpnagel sagt: ein preussischer Unteroffizier hat die heilige Pflicht, zu germanisieren; er darf nicht polnische oder halbpolnische Kanailles in die Welt setzen. (lex Heinze!!! Ann. des Korrr.)

Behüt Dich Gott — es wär zu schön gewesen. Ich stehe zum Himmel, daß der kommandierende General den fürchterlichen Corpsbefehl wieder aufheben möchte. Alsdann fliege ich in Deine Arme (lex Heinze! Ann. des Korrr.).

In ewiger Liebe und Treue.

Verghiß mein nicht!

Hochachtungsvoll Dein tiefbetrübter
Friedrich Wilhelm Schnauzig,
Unteroffizier.

Drei Tage lang war unser Feld unsäglich schmerzgerissen. Er haberte mit dem Schicksal und dem General v. Stülpnagel. Am nächsten Sonntag endlich fand er auf dem Ranzboden ein andres

Mädchen, ferndeutsch, flachsblond und auf dem Namen Gretchen Müller getauft.

Ein neuer Liebesfrühling brach über den Unteroffizier herein. Und in einer schwülen Sommernacht, da der Vollmond schien und die Rosen dufteten, da — — (Gestrichen wegen der lex Heinze, Ann. des Korrr.) Nach kurzer Zeit gestand ihm Gretchen errötend, daß sie sich nun bald heiraten müßten. Niemand war glücklicher als unser Unteroffizier.

Er kam um den Heiratskonsens ein und erhielt wieder eine ablehnende Antwort. Diesmal aber lächelte er und schrieb siegesgewiß ein neues motiviertes Gesuch. Vergebens, die Antwort lautete: Nein. Da wickte sich der Unteroffizier die Augen und las den folgenden Brief ab:

Ewig geliebte Braut!

Es ist aus. Wir können uns nicht heiraten. General von Stülpnagel sagt: ein preussischer Unteroffizier hat die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die Sittlichkeit zu heben. Er darf kein bescholtenes Mädchen heiraten. Ja, wirst Du antworten: „Aber das Kind (lex Heinze!!! Ann. des Korrr.) ist doch von Dir, geliebter Friedrich Wilhelm. Du bist doch der allererste gewesen.“ Das habe ich auch geltend gemacht, aber in der Antwort wurde ich aufgeklärt, daß das noch schlimmer ist.

Es geht also beim besten Willen nicht!

Behüt Dich Gott — es wär zu schön gewesen. Aber tröste Dich, Dein Friedrich Wilhelm wird Dich niemals für bescholten halten, obwohl das ein Verstoß gegen die Disziplin ist.

Das Kind darf ich leider auch nicht anerkennen, weil es nämlich von einer bescholtenen Mutter stammt.

Gebe der Himmel, daß der Corpsbefehl wieder aufgehoben wird. Dann bin ich Dein und werde unsrem Kind ein liebender Vater sein.

Bis dahin — Lebe wohl!

Dein Dich immer liebender, unglücklicher
Friedrich Wilhelm Schnauzig,
Unteroffizier.

Friedrich Wilhelm wurde die Erinnerung an sein Unglück nicht so bald los. Es dauerte wohl einen Monat, bis er sich entschloß, sein Heil zu versuchen. In diesem Fall hieß sie Magdalene Fromm, war eine sittsame Jungfrau, und es entsprach ganz ihrem kranken (lex Heinze! Ann. des Korrr.) Bedürfnis (lex Heinze!!! Ann. des Korrr.), daß auch Friedrich Wilhelm sich tugendhaft zurückhielt. Nach einiger Zeit setzten die Liebenden die Hochzeit fest, und Friedrich Wilhelm erbat den Konsens — diesmal konnte es nicht fehlen.

Um so härter traf ihn der Schlag, als wiederum das fürchterliche Nein! zurückkam. Als bald setzte er die arme Magdalene von dem Unglück in Kenntnis:

Angebetete Lene!

Es ist aus. Wir können uns nicht heiraten. General v. Stülpnagel sagt: Ein preussischer Unteroffizier soll verflucht sein, wenn er nicht die roten Hunde ausrottet. Nun aber haben sie leider erfahren, daß Deine Stiefcousine einen Onkel hat, der einmal bei dem Schwiegervater eines Socialdemokraten gewohnt hat.

Verzeihe mir, Geliebte! Aber als Unteroffizier darf ich in keine socialdemokratische Familie hineinheiraten.

Behüt Dich Gott — es wär zu schön gewesen! Wollte der Gott, daß der Corpsbefehl aufgehoben wird. Dann bin ich Dein Mann in Zeit und Ewigkeit, und nichts soll uns trennen als der Tod.

Dein unvergeßlicher Bräutigam
Friedrich Wilhelm Schnauzig,
Unteroffizier.

Das waren schlimme Zeiten für den unglücklichen Unteroffizier. Fast verzweifelte er an der Vorsehung und den Vorsehenden. Indessen ein Lichtstrahl fiel in seine finstere Brust. Friedrich Wilhelm war ein strammer, hübscher Bursche; und man wird es deshalb nicht auffällig finden, daß sich die einzige Tochter des verstorbenen Regierungsrats J., eine Waise, in ihn verliebte. Ihre Liebe überwand alle Standesvorurteile, und da sie mündig war und nach niemand zu fragen hatte, entschloß sie sich, dem Unglücklichen die Hand zu reichen. Jetzt waren keine Hindernisse denkbar. Feodora — das ihr Name — entstammte einer durchaus deutschen Familie, deren sämtliche Mitglieder es als ihre Lebensaufgabe betrachteten, gegen die Socialdemokraten zu kämpfen; selbstverständlich haßte sie kein Walet auf ihrer Mädchenehre (lex Heinze! Ann. des Korrr.). Und dennoch erhielt Feodora eines Morgens den nachstehenden verzweifellen Brief:

Junig geliebtes, anädigstes Fräulein!

Es ist aus. Wir können nicht heiraten. General Stülpnagel sagt: ein preussischer Unteroffizier muß in seinem Glaube bleiben. Sonst geht die Disziplin zum Teufel. Wenn man, sagte er, schließlich auch ein Auge zudrücken kann, wenn ein Unteroffizier ein Mädchen aus höherem Stande heiratet, so geht es doch nicht, weil die Frau dann ihre Kinder (lex Heinze!!! Ann. des Korrr.) in eine höhere Schule schicken würde. Und das ist total unmöglich für einen Unteroffizier.

Sie sind die schönste Erinnerung meines Lebens. Ich werde stets an Ihre werthe Person denken, und wenn einst, der grausame Corpsbefehl nicht mehr uns hemmen wird schreiben wir fröhlich zum Traualtar.

Behüt' Dich Gott — es hat vorläufig nicht sollen sein.

Ich verbleibe in dankbarer Ergebenheit Ihr unvergesslicher,
unglücklich liebender

Friedrich Wilhelm Schwanzig,
Unteroffizier.

Damit erlosch die letzte Hoffnung Friedrich Wilhelms. Sein Gemüt verdüsterte sich. Niemals würde er die Erlaubnis zur Ehe erhalten. Sein Seelenzustand ward so gefährlich, daß ihm auf dem Kasernenhof die schönsten Flügel im Halse stecken blieben. Als er aber eines Tags sich so tief gesunken fand, daß ein Knopf seines Rockes fast erblindet war, ohne daß er es für nötig hielt, ihn zu pugen, beschloß er, seinem zerknirschten Dasein einen Auld zu geben. Er vertraute seine Qualen einem Kameraden an, sie besetzten lange mit einander, und von Stund an war Friedrich Wilhelm fröhlicher und schneidiger als je zuvor.

Er hatte die Ueberflichtigkeit des Heiratsens erkannt und entdeckt, wie der Corpsbefehl, den er thöricht verwünscht hatte, in Wahrheit das beste Mittel zu einem ungestörten vergnügten Lebenswandel (lex Heinze! Ann. des Kor.) biete. Seitdem ging er nur noch mit Mädchen — Regierungsratsstöchter freilich kamen ihm nicht mehr in den Weg — die polnische oder socialdemokratische Abkunft waren, war eine deutsch und unsturzein, so sorgte er schlemmigt dafür, daß sie bescholten wurden. Drangen dann die Mädchen auf Heirat, so schrieb er liebevolle Abschiedsbriefe, ungefähr wie sie oben veröffentlicht wurde, und vertröstete die süßen Dinget (lex Heinze! Ann. d. Kor.) auf die Aufhebung des Corpsbefehls.

Die sittlichen Verhältnisse in Posen verbesserten sich zusehends. Inzwischen aber war die Kunde von der Ehepolitik im fünften Armeecorps rüchbar geworden. Im deutschen Reichstag skandalisierten sittenlos Socialdemokraten über den Erlass, und das eingeschlichteste Kriegsministerium befaß die Aufhebung des Corpsbefehls.

Und so geschah es. Nach zwei Tagen wußten sämtliche Mädchen im Bereich des fünften Armeecorps, daß der ehefeindliche Ullas nicht mehr bestünde, und alle erinnerten sie sich nun des Eventualversprechens in den zärtlichen Abschiedsbriefen Friedrich Wilhelms. Eine nach der andern kam und beglückwünschte ihn zu der endlichen Erfüllungsmöglichkeit seiner heftigsten Sehnsucht. Zu Hunderten erschienen sie und begehrten die Hochzeit. Seine Stube wurde nicht leer von Ehe-Anwärterinnen. Lieh er sich auf der Straße bliden, so folgte ihm ein Schwarm ungeduldiger Weiber. Erst versuchte er sie einzeln zu vertrösten. Aber bald wurde es bekannt, daß er allen die Ehe für den Fall der Aufhebung des Corpsbefehls versprochen, und daß er gar nicht daran denke, auch nur einer das Versprechen zu halten.

Da war Friedrich Wilhelm seines Lebens nicht mehr sicher. Alle die Schimpfwörter, die er während seiner militärischen Laufbahn verbraucht, schienen jetzt gegen ihn lebendig zu werden. Die verratenen Mädchen hegten ihn wie Nachgöttinnen.

Verzweifelt gedachte Friedrich Wilhelm, sich am nächsten Baum aufzuhängen. Weil diese Unternehmung aber lebensgefährlich war, beriet er sich wieder mit seinem Kameraden und wiederum fand er einen rettenden Ausweg.

Friedrich Wilhelm Schwanzig quittierte den Dienst in der Landarmee. Er wurde Weltpolitiker, lieh sich für die Kriegsmarine anwerben und seitdem ward die Welt das Feld seiner — (Ge- strichen wegen der lex Heinze! Ann. des Kor.). —

J o c.

Kleines Feuilleton.

II. Zwischen Winter und Frühling. Die primäre Zeit des Winters ist vorüber und mit den Tagen wächst die Sehnsucht nach dem lange und oft entbehrten Sonnenschein. Häufiger als sonst klettert das Quecksilber des Thermometers über den Nullstrich — die Scheidewand, die es von einem besseren Jenseits trennt, aber immer wieder noch fällt es, wie von einer ungewohnten Anstrengung erschöpft, kraftlos in die Region unter dem Eispunkt zurück. Indessen steigt aber die Sonne höher und höher und immer leichter läßt man sich darüber hinwegtäuschen, daß in unsren Breiten der Frühling eigentlich erst im Mai beginnt, lange nach dem Frühling des Kalenders. Solchen Täuschungen ist nicht nur der Mensch ausgesetzt und das Tier, sondern auch in der Pflanzenwelt beobachten wir Ähnliches. Während aber der Mensch, wenn der einsetzende Nordost oder das fallende Quecksilber ihn seinen Irrtum erkennen läßt, nur in wärmere Hüllen zu schlüpfen braucht, um schädlichen Folgen zu entgehen — vorausgesetzt, daß sein Gesicht ihn im Besitz wärmender Hüllen belassen hat — muß die Pflanze, die sich von vorzeitigen lauen Lüftchen oder warmen Sonnenstrahlen täuschen ließ, oft gramam büßen. Die Knospen, die sie einmal gestreut und aus den schützenden Hüllen hervorgezwängt hat, kann sie nicht wieder einziehen und hinter den Deckhuppen bergen: sie bleiben draußen und der wiedererintrende Frost bedroht sie mit der Gefahr des Erfrierens oder läßt sie hungernden Vögeln als willkommenes Gemüse erscheinen.

Ueber die Frage, ob die Pflanzen geistige Qualitäten besitzen oder nicht, sind die Alten noch lange nicht geschlossen, soviel aber ist sicher, daß sie jener höheren geistigen Fähigkeit, die wir bewußte Ueberlegung nennen, gänzlich ermangeln. So lange der Boden noch schneebedeckt ist, wird er dadurch gegen Sonnenstrahlen und also gegen Erwärmung geschützt, so daß auch bei langem Sonnenschein die Temperatur des Bodens nie jene Höhe erlangt, bei der die Pflanze wieder Saugwurzeln in das feuchte warme Erdreich ausstenden und transpirieren, kurz — aus der Winterruhe

zu neuem Leben erwachen kann. Der Mangel der Ueberlegung schadet der Pflanze daher nicht, so lange nur Schnee liegt. Anders, wenn warme Regen den Schnee fortgewaschen und der Sonne die Möglichkeit gegeben haben, den Boden auf eine höhere Temperatur zu bringen. Dann reagiert die Pflanze — wenn erst einmal der geistreiche Januar vorüber ist — unweigerlich darauf; ohne weitere Rücksicht auf den Kalender und die Gefahr des Erfrierens streckt sie ihre Knospen aus den schützenden Hüllen.

Das Erfrieren der Pflanzen hängt eng mit dem Wassergehalt der Pflanze zusammen, denn der Tod der Zelle wird dadurch bewirkt, daß aus dem Zellinhalt das Wasser als Eis herauskristallisiert und dabei das lebendige Protoplasma teils zerreißt, teils in anderer Weise deformiert und dadurch tötet. Darum entledigen sich die Pflanzen beim Eintritt des Winters so viel als möglich des Wassers: die Saugthätigkeit der Wurzeln wird eingestellt, die Blätter werden abgeworfen und auch im Inneren des Stammes und der Aeste der Wassergehalt auf ein Minimum beschränkt. Mit dem Wiedererwachen der Pflanze aber wird auch der Wassertransport durch die Holzleite wieder aufgenommen und auch die Knospen sind dann natürlich so wasserhaltig, daß sie bei der Wiederkehr des Frostes in hohen Grade gefährdet sind. Hierauf beruht auch die Empfindlichkeit der meisten Pflanzen gegen die späten Nachfröste des Frühlings, während im Herbst die Pflanzen bereits so wasserarm sind, daß die Herbstfröste gewöhnlich spurlos an ihnen vorübergehen, ebenso wie die Gewächse im wasserärmsten Zustand die heftigste Winterkälte zu ertragen vermögen. Wie weit manche Pflanzen hierin zu gehen vermögen, beweist die Flora von Werchjansk in Sibirien, ein schon innerhalb des nördlichen Polarkreises gelegener Ort, dessen Umgegend zu den kältesten überhaupt bekannten Gegenden der Erde zählt. Die Wintertemperatur sinkt bis zu 60 Grad herab und der Boden soll bis zu vielen Metern Tiefe gefroren sein und auch im Sommer nie ganz auftauen. Dennoch genügt der kurze, aber heiße Sommer, um einer ziemlich zahlreichen Pflanzengesellschaft das Leben zu fristen; es wachsen dort zum Beispiel Birnen, die im Sommer wie bei uns ergrünen und die fruchtbarsten Winterkälte überstehen. Was für den Menschen der Pelz, ist für die Pflanze die möglichste Befreiung von Wasser, denn wo kein Wasser ist, da kann natürlich kein Erfrieren eintreten. Die Rinde und Borke, der man gern geneigt ist, die Rolle des Pelzes zuquertellen, hat für diesen Zweck doch nur untergeordnete Bedeutung, eher dient sie umgekehrt im Hochsommer dazu, die Pflanzen gegen einen starken Wasserverlust durch die austrocknende Wirkung der Sonnenstrahlen zu schützen.

Noch sind wir zwischen Winter und Frühling, aber die Voien des letzteren sind dennoch längst erschienen, auch abgehen von den Knospen der Sträucher, die sich vorwiegend schon ans Licht wagen und von denen manche dem Erfrierungsstob entgegengeht. Andere härtere Kinder Floras tragen schon jetzt dem Eise und dem Schnee: im botanischen Garten und in Hausgärten blühen die Schneeglöckchen und in unsren Wäldern hat der Haselstrauch seine Käpchen entfaltet, die uns mit einem gelben Regen von Blütenstaub überschütten, wenn wir den Strauch im Vorbeigehen streifen. Desgleichen haben die Erken, die getreuen Begleiter unsrer Gräben und Wasserläufe, ihre düsteren Käpchen entwickelt und bald werden auch bunter gefärbte Blüten sichtbar werden. —

c. Wagner-Statistik. Die Zahl der Aufführungen von Werken Richard Wagners hat auch im letzten Jahr bedeutend zugenommen, das ergibt sich aus den ausführlichen Tabellen, die in der statistischen Beilage zu den „Bayreuther Blättern“ veröffentlicht werden. Die Zusammenstellungen beziehen sich auf die Zeit vom 1. Juli 1898 bis zum 30. Juni 1899, und in dieser hat sich die Gesamtzahl der Aufführungen in deutscher Sprache von 1232 auf 1342 erhoben; diese verteilen sich auf 76 Städte, darunter London mit 24, Miga mit 12 und Amsterdam mit 2 deutschen Aufführungen. Die Beliebtheit der einzelnen Werke Richard Wagners ergibt sich aus folgender Reihenfolge nach der Aufführungszahl: „Tannhäuser“ 280, „Lohengrin“ 277, „Fliegender Holländer“ 168, „Meisterfänger“ 136, „Walküre“ 128, „Rheingold“ 88, „Götterdämmerung“ 79, „Siegfried“ 77, „Rienzi“ 61, „Tristan und Isolde“ 47. Der „Ring“ als Cylus wurde vierzimal gegeben. Unter den Städten steht nach der Gesamtzahl der Aufführungen Berlin mit 74 obenan, dann folgen: Hamburg mit 60, Dresden 56, Wien 55, Frankfurt a. M. 52, Graz 51, Leipzig 47, München 47, Breslau 44, Wiesbaden 31, Prag 29, Köln 28, Karlsruhe, London, Mainz mit je 24 usw. Auch die Zahl der Aufführungen in fremden Sprachen ist schon beträchtlich, im ganzen werden 183 aufgezählt. In Frankreich kommen allein 49 Wagner-Aufführungen auf Paris, davon auf „Tannhäuser“ 12, „Lohengrin“ 13, „Walküre“ 12, „Meisterfänger“ 12, und 9 auf das übrige Frankreich. Brüssel hatte 33 Wagner-Aufführungen („Lohengrin“ 6, „Rheingold“ 18, „Walküre“ 9) Holland 13, England 15 (außer denen in deutscher Sprache), Italien 8, Stöckholm 14, Spanien 5, New York 15, Moskau 1 („Lohengrin“) und Buenos-Ayres 1 („Meisterfänger“). Regelmäßig führen die „Bayreuther Blätter“ auch eine Anzahl „Kuriositäten“, d. h. eigenartige Zusammenstellungen auf. So wurde in Wiesbaden der „Ring“ gegeben und an Stelle der „Walküre“ „Eardous Feodora“, in Würzburg „Tannhäuser“ und tags darauf die — Tannhäuser-Parodie; den besten Scherz aber leistete sich Jürich, dort koppelte man nämlich den zweiten Akt des „Tannhäuser“ mit dem „Weißen Rößl“ zusammen! —

Musik.

Wie in spezifisch moderner Musik überhaupt, so wird man ganz besonders in manchen modernen Lieberkompositionen von Teilschen zu Teilschen aus einem Eindruck in den anderen geworfen. Herr Robert Gounod, der nennlich ein eigenes Kompositions-Konzert gab, bietet in seinen Liedern manches Moderne dar; aber er ist jedenfalls nicht „zerrfahren“ oder „fabrig“, bevorzugt vielmehr eine sehr gleichmäßige Formierung. Damit steht in Zusammenhang, daß die Mehrzahl seiner Gesänge den sogenannten Volksliedton festhält — sind sogar viele seiner Texte aus der wohlbekannten Rosenkranz- und Tandaradei-Mythik genommen, von E. Mörike bis herauf zu Reueßen. Dieser „schlicht vollstimmliche“ Ton ist doch frei von dem rhytmischen Zwang, der sonst solchen Kompositionen anhaftet; bekannte Wendungen stellen sich freilich immer wieder ein, und nachgerade sehen sich manche von diesen Liedern sehr ähnlich. Vom Text ist so gut wie nichts wiederholt; die Versabschnitte sind meistens auch in der Komposition zu erkennen; die Harmonisierung ist nicht besonders reichlich; die Begleitung paßt sich gut an und entfaltet manchmal eine große Fülle. Die damals vorgesehene Reihe von Liedern (eingeleitet durch Präludium und Fuge mit romantischem Gehalt in der alten Form) brachte eine Steigerung von den im vorigen besprochenen ruhigeren zu lebhafteren und lebhafter deklamierten, zum Teil freilich keine rechten Herzensteine zeigenden Liedern. Indessen schlägt auch hier die gleichmäßige Schlichtheit immer wieder durch; auf ihrem Grund heben sich dann entscheidende Stellen wie in dem einen Kernerschen Gedicht der Schluß: „Doch fern Gebirge ragen“ usw., oder wie in dem vielleicht besten Stück des Abends „Es ist ein Klüstern in der Nacht“ (Th. Storm) die zweite Strophe sehr wirksam ab. Die, im ganzen nicht eben große, Originalität der Gounodschen Lieder dürfte sich verhältnismäßig noch am stärksten zeigen in der Komposition von Lisencrons „Bruder Lied“, die besonders viel Beifall fand. Drei Sangeskräfte lösten sich in der Widergabe ab: Jean Gounod, mit einer nicht üblen, aber doch grobenteils unzureichenden Stimme, Herr van Eyck, dessen wenigstens in der höheren Mittellage voller Stimmlang längst den Kennern vertraut ist, und Jean Sandow-Hermis, deren Mezzo-Sopran namentlich in der Tiefe reich an sonoren Tönen ist.

Haben wir im alltäglichen Konzertleben meistens mit Sängern zu thun, an denen man dieses oder jenes Lobenswerte findet, so lümdigt sich uns die Wirksamkeit einer außerordentlichen Sangesgröße u. a. dadurch an, daß wir nicht leicht herausfinden, was wir eigentlich im einzelnen rühmen sollen. Eine solche Größe ist Eugen Gura der Alte — falls man ihn und seinen Mitwirkenden Heinrich Schwarz, den Meister des Klavierparts, überhaupt getrennt nennen will. Am Freitag war es das 50. Mal, und zwar seit 1887, daß Gura in Berlin konzertiert hat. Was oftmals über ihn gesagt wurde, dürfte auch jetzt noch gelten. Er ist ein Sänger von trefflicher Schulung mit einer vollkommenen Ausgeglichenheit des Tones in allen Lagen, mit einer Stimme, die zwar nicht zu den sündlich reizendsten, aber zu den vollsten und mächtigsten gehört, kaum ein wenig durch Raues getrübt, und mit einer musterhaften Deutlichkeit der Aussprache. In der Klangfarbe des Tones liegt eine immer wieder ansprechende Wärme, die sich namentlich beim Ausdruck des Mutigen, Gewaltigen, Schicksalschweren zu einer milden Größe erhebt. Allerdings kommt der Sänger über eine gewisse Gleichförmigkeit nicht hinaus; Reichtum der Modulation, Leidenschaft usw. sind nicht eben seine hauptsächlichsten Stärken. Auch sein Repertoire ist weder sippig noch besonders modern; allerdings wiegt seine Pflege der Poesischen Balladen allein schon so viel, wie eben eine glänzlich erfasste Spezialität wiegen kann. Doch sei die diesmalige Vorführung eines Liedes von dem bei uns etwas zurückgefallenen Felix Draeseke, eines sowohl melodisch schönen als auch inhaltvollen Werkes, noch eigens hervorgehoben. — sz.

Meteorologisches.

— St. Elmsfeuer in der Sahara. Eine interessante Mitteilung über elektrische Erscheinungen in der Atmosphäre im Wüstengebiet südlich von Algerien bringt die Wochenschrift „Mitte Erde“. Der Schreiber, ein französischer Offizier, befand sich an einem Augusttage mit einer Schwadron saharischer Spahis auf dem Marsche von Barga nach Ghardain an einem sehr sandigen Orte unweit der Brücke von Jemama am Doud R'eb. Es war gegen 5 Uhr nachmittags, der Tag war drösend heiß gewesen, als sich plötzlich der Himmel verfinsterte, und schwere Wolken heraufzogen. Ein Unwetter mit Sturm und Regen brach los. Der rasende Wind riß dicke Kiesel vom Boden auf und jagte sie vor sich her. An ein Weitermarschieren war nicht zu denken. Man legte sich in den Wurnus gebückt, nieder, und die Tiere warfen sich platt auf den Boden. Nach zwei Stunden besserte sich das Wetter, und man konnte sich erheben. Als alles auf den Beinen war, sah der Offizier auf dem Sattelpol seines Reitieres ein blaues, phosphorglanzähnliches Leuchten. Er bewegte zufällig seine Reitgerte nach oben, und sofort erschien an ihrer Spitze das gleiche Leuchten, das beim raschen Bewegen der Gerte wie ein Blitzadöllitz durch die Dunkelheit fuhr und schwächer wurde, je mehr die Gerte gekehrt wurde. Die andern machten die gleiche Beobachtung. Ein Spahi sahlang seinen Säbel und erhielt ein längeres flammen-

artiges und helleres Leuchten. Kurz darauf zuckte ein äußerst heftiger, greller Blitz aus den Wolken und paralysierte die Erscheinung für etwa eine Stunde. Der Sturm hatte Kiesel und Sandteilchen an einander geschleudert und die Luft so stark mit Elektrizität erfüllt, daß ein Nichts genügte, sie fühlbar zu machen. Der wolleue Sturm gab bei der geringsten Verührung Funken und knisterte wie dünnes Glas, das man zerbricht. Fuhr man mit der Hand über ihn, so verspürte man einen elektrischen Strom, der bei Wiederholung im Ellbogengelenk Schmerzen verursachte. Die Zelte waren zu elektrischen Leitungen geworden. Verührte man ihre Leinwand mit den Haaren, so empfand man auf dem Schädel und im Nacken deutlich einen elektrischen Strom. Auch die Körper der Tiere wurden zu Trägern der Elektrizität, und das Fell der Dromedare sprühte beim Verühren knisternd Funken. Ein auffällender Ozongeruch herrschte während des Wütens des Sturms und verschwand mit ihm. —

Humoristisches.

— Im Born. „Lump elender! Dir zünd' i doch noch Dei' Haus an!“
 „Und bei Dir lösch' i, wenn's brennt, Spigbu' ver — ver — sicherter!“
 — Sein Mitgefühl. Karlchen (der sehr unartig ist und daher von der Mama Schläge bekommen soll): „Mama, hau' mich nicht! Du weißt ja — es thut der Großmama so weh!“
 — Kleiner Unterschied. „... O, mein Mann ist sehr solid! Der trinkt abends seine zwei Maß Bier und kommt regelmäßig um zehn Uhr nach Hause!“
 „Bei meinem ist's grad umgekehrt: Der trinkt seine zehn Maß Bier und kommt regelmäßig um zwei Uhr nach Hause!“
 (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Franz Adams vieraktiges Drama „Familie Bawroch“ ist vom Berliner „Deutschen Theater“ zur Aufführung angenommen. Seine Erstaufführung soll es am 17. d. M. im Wiener „Deutschen Volkstheater“ erleben. —
 — Ernst von Wildenbruchs humanistisches Drama „Die Tochter des Erasmus“ wird Ende dieser Woche, wahrscheinlich am Samstag, im Schauspielhaus zum erstenmal in Szene gehen. —
 — Im Münchener Hoftheater fand die Legende „Buddha“ von Ferdinand v. Hornstein mit Musik von Robert v. Hornstein eine sehr beifällige Aufnahme. —
 — Aus München wird der „Frankf. Jtg.“ berichtet, daß für das dortige Schauspielhaus ein neues, nicht zu großes Theater gebaut wird. —
 — Ein Tanzspiel „Pan im Busch“ von Otto Julius Bierbaum, Musik von Felix Mottl, geht heute am Karlsruher Hoftheater zum erstenmal in Szene. —
 — Der Verwaltungsrat des Vereins für dekorative Kunst und Kunstgewerbe in Stuttgart erläßt fünf Preisausschreiben zur Erlangung einer Zeichnung für einen Katalog, eines Entwurfs für einen Paravent, eine Polstermöbelgarnitur und zwei Adresskarten. —
 — Der Wiener Hofkapellmeister Hans Richter reichte von Manchester aus sein Entlassungsgesuch ein und erhielt es von der General-Intendantz bewilligt. Es heißt aber, Richter bleibe in Wien als Hofkapellmeister in der Hofburgkirche und wolle nur frei von der Oper sein, um nach Belieben zu Gastspielen nach England und Amerika reisen zu können. —
 — Die Wiener Künstler haben sich selber eine „Lex Heinze“ geschaffen. Nach einem Beschluß der Wiener Künstlergenossenschaft soll der Kommission für die Ausstellungen im Künstlerhaus die Befugnis zugestanden werden, „ausstößige Bilder“ aus der Ausstellung zu entfernen. —
 — Der Wiener Journalist Ludwig Held, der seit mehr als 25 Jahren die Theaterkritik des „Neuen Wiener Tagblatt“ redigiert, ist im Alter von 63 Jahren gestorben. Er hat auch Libretti, u. a. zum „Vogelhändler“ und „Obersteiger“ geschrieben. —
 — Der verstorbene englische Physiker Hughes hat der französischen Akademie der Wissenschaften die Summe von 100 000 Fr. gestiftet. Die Zinsen dieses Betrags sollen in jedem Jahre dem Autor der besten praktischen Erfindung auf dem Gebiete der Physik, der Elektrizität oder des Magnetismus als Anerkennung ausgezahlt werden. —
 — Der tiefste Delbrunnen in Amerika liegt nach „The Engineer“ im Mongahela-Flußthale, etwa 40 Kilometer von Pittsburg. Er war schon bis zur Tiefe von über 1687 Meter niedergedrückt, als die Arbeit unterbrochen werden mußte, da das 78 Millimeter starke Bohrseil sich und das Bohrzeug mit etwa 300 Meter Seil in der Tiefe stecken blieb. Die Hebungsarbeiten sind begonnen worden und man hofft, die Bohrarbeit bald wieder aufnehmen zu können. Der Delbrunnen soll bis zu 1829 Meter abgehohlet werden. —